



## Im Heidekraut

*Hoch oben lieg' ich  
im Heidekraut,  
hoch über den dunklen Wäldern,  
hoch auf dem sonnenglühenden Geklipp.*

\* \* \*

*Ich denke, ich treibe auf einem endlosen Meer.  
Das Spiel seiner Wogen ist das helle Himmelsblau,  
das unaufhörliche Rauschen und Wühlen des freien  
Bergwindes in den hohen Kronen,  
Vogelgezwitscher und wehende Düfte,  
Summen, Schrillaen und Knistern der Käfer,  
die hundert Geräusche der windbewegten Zweige,  
blitzende Strahlen  
und ruhende, gleitende Lichte,  
wellende Farben  
und das Blinken und Donnern der Wildwasser  
und meine Gedanken,  
meine dummen Gedanken . . . . .  
Mit Strömen von Wärme und Licht rauscht  
die Welt Lieder durch meine Pulse,  
dunkle, graufige süÙe Lieder der Einheit.  
Über die blauen Täler hin,  
in die weite sonnige Welt hinein,  
schwatz dich meine Sehnsucht,  
du liebes unergründetes Rätsel;  
neckt sich mit kindlichen Torenworten  
die uranfängliche Kraft,  
ihr eigenes Rätsel  
und ihres eigenen Rätsels Sinn.*

\* \* \*

*Heidekraut steck' ich an meinen Hut  
und wandre.  
Was ist mein Ziel?  
Der Ruf eines Vogels  
glockenhell  
aus einem tiefen  
fernen Grund . . . . .*

Johannes Schlef.

## Heidewelt

Sie ist groß und gewaltig. Reich und vielfgestaltig ist ihr Anflitz. Herb, verschlossen, müde, trauernd, wach, helläugig, heiter, jubelnd, treu und helfend blickt sie den Suchenden an, diese neue Heidewelt. Eigentlich ist sie uralt. Das gibt den Wert; aber das Entdecken zählt erst wenig Zeit. Darum hat sie sich noch so viel erhalten von der hinreißenden Kraft der Unberührtheit.

Wer hätte wohl um 1850 gedacht, daß die Heide von Dichtermund das wunderschöne Land genannt wurde? Es wäre ein großer Sturm gewesen unter allen Klugen, die zwar die Heide nicht kannten, aber die Vorstellung hatten, es müsse ein öder, armer, menschverlassener Landstrich sein. Die Tatsache ist allerdings nicht abzustreiten, daß die Heide oft unübersehbar für eine lange Weile im Bilde gleich ist. Schweigen kriecht über das Heidekraut; Wälder rauschen, blühende Obstgärten, rastlose Städte, rauschende Ströme —

das fehlt; denn nur an das Gesicht der wirklichen Heide wollen wir ja gehen und es kennenlernen. Fast leblos liegt das Weiße um uns. Ist das Wetter gar ungünstig, ist die Farbe grau, matt, einkönig, und an Sommertagen hört man mehr Bienensummen, abgerissene Vogel-laute, als die dem Ohre so böß vertrauten Töne der Welt von draußen. Der Sand ist dann

weiß und heiß, die Bächlein mager und versteckt; hartes Riedgras, dürre Winfen und verkrüppelte Weiden, Kiefern, Wacholder lassen Unkundige annehmen, daß die Heide ein gottverlassenes

Stück Erde sei, eiförmig und frostlos, so weit das Auge nur sieht.

Räumlich begrenzt ungefähr durch die Oder und die Elbe, obwohl nach beiden Seiten auch über die Flüsse hinweg noch ihre breiten Blütenpolster schiebend, sind Wäme, Hamme, Böhme, Ilmenau, Este, Oste, Aller und Hurte noch Gefährten und Zeugen ihrer Eigenart.

Im Norden die Marschen, Geesten als Grenzen, hält im Süden vor den Gebirgszügen der Weser und dem Meißter die breite Ebene das Grenzband, die sich vom Steinhuder Meer her über Hannover, Gifhorn, Iphenagen bis hinauf nach Alzen zieht.

Eingerahmt also vom tosenden Leben großer Städte und Ströme, findet im Innern der

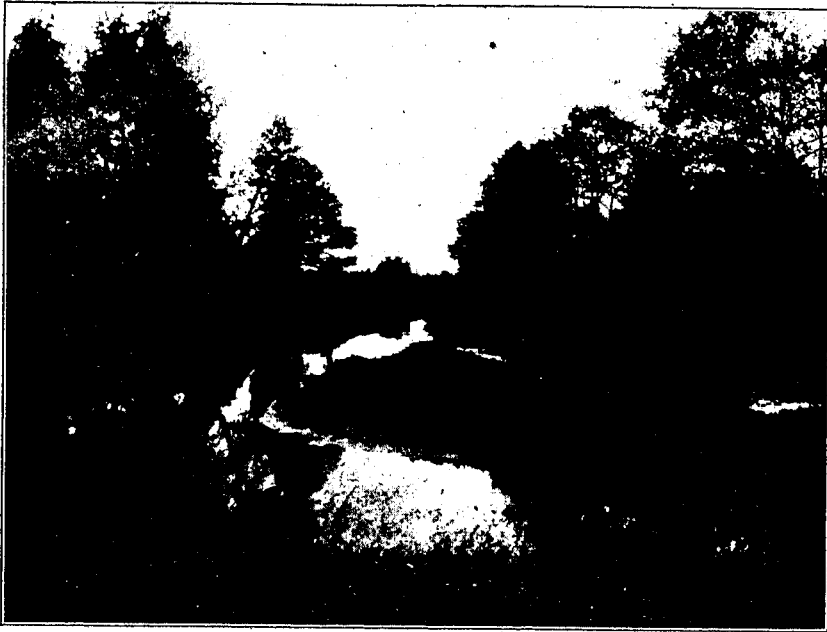
rechten Heide die gewaltige Kultur und Zivilisation wenig Platz. Wohl wachsen Städte, wohl dringt Industrie hinein, wohl kommen unzählige Heidefreunde mit großen Augen und Rucksäcken, wohl sind in den Dörfern schon die Radiomasten Zeugen des Fortschritts — aber trotz alledem ist sie noch immer das „wunderschöne Land“ aller Sehenden.



Typische Heidelandschaft

Ganz langsam hat sich eine Würdigung der Heide durchgesetzt. Damit wandelte sich das Gefühl des Wanderers aus dem Grauen in einen heimlichen Reiz. Die Beobachtungen des Tierlebens, die Blütezeit erhöhte diesen. Welche frohe Überraschung, wenn ein Wanderer aber über einen kleinen Hügel in ein Wäldchen mit starken, herrlichen Eichen trifft, wenn eine bunte Wiese ihn aufnimmt, Felder wogendes Korn tragen, ein klarer Bach vorüberspringt und

Als die Heide erst bekanntgeworden war, da kamen in erschreckender Art die Kulturpioniere und brachen sie mit großen Dampfpflügen um. Forsten wurden angelegt, Weiden und Felder wuchsen aus den Steppen. Große Holzbestände, in denen noch die Bäume alterschwach gestürzt waren, liegen geblieben, efeuüberwuchert, brombeerumrankt, Heide als Polster, fielen unter den Schlägen der Art, und weit hin schallte das Hü und Hoff der Fuhrknechte, die ohne



An der Wiese.

(Rohschies, Naturfreunde-Photogruppe Hannover)

eines der lieblichen Heidedörfer rot und braun bedacht am Wege liegt!

Es ist mit der Heide, wie es mit den Alpen war; auch sie mußten richtig „entdeckt“ werden. Dem großen Volksempfinden, dem Fühlen und Sehen weit vorausgeeilt sind die Maler und die Dichter. Motive aus der verkannten, fast verachteten Heide gaben die Maler in die Hände der Kunstliebenden und Kunstverständigen.

Mehr als der kleine Kreis der Heidemaler konnten für die Heide wirken die Dichter, die Sänger aller Heideschönheit. Wie wundervoll hat Storm die Heide besungen, wie ist ihm Speckmann gefolgt, wie hat ihn Lönz weit übertroffen, dieser Mann, dem noch kein Besserer zu Seite steht, der die Heide liebte, sie kreuz und quer durchzog, der begeistert war und hellwache Sinne für dieses Stück Welt hatte.

Weg und Pflasterung mit ihren Tieren schwere Arbeit leisteten.

Für die gefährdete Heide trat der Verein Naturschutzpark in anerkannter Weise ein. Zuerst wurde die höchste Erhebung der Lüneburger Heide, der Wilseder Berg mit dem Totengrund, Eigentum des Vereins. Dann erweitere er den Besitz um große Flächen, so daß wir hoffen können, Kind und Kindeskind diese unverfälschte, herrliche Heide zu erhalten.

Welcher Reichtum ist blühende Heide! Ein unvergleichliches Bild. Wohin man sieht — ein Blütenmeer, ein einzig rosig Schauen, und wunderbar leuchten die weißen Birken dazwischen mit ihrem grünen Gehänge, ernst und wuchtig halten Wacholder Ausschau nach etwagem Feind.

Die schönste Melodie der Heide bleibt das Bienengesumme, das früh am Morgen, wenn

nach Diamanten an den unzähligen Blüten hängen, beginnt und nimmer zu enden scheint den ganzen langen Tag.

L ö n s ist es, der uns auf die „hohen Zeiten“ der Heide aufmerksam macht; er zählt deren vier. Diese Schilderung ist so wunderschön, daß uns erlaubt sein möge, sie hier abermals wiederzugeben:

„Wenn am tauklaren Morgen die Birkhähne trommeln und blasen, schmückt sie sich mit den silbernen Seidenblumen des Wollgrases; es sieht dann aus, als wäre der Winter noch einmal zurückgekehrt.

Jedes Birkenbäumchen aber strahlt mit dem leuchtenden Grün seiner jungen Blätter diesen Wahn Lüge, und auch die Heidelerche, die unter den Wolken hängt und so lustig dudelt, als wäre sie berauscht von dem Balsamduft, der aus den Smaragdwellen zu ihr aufsteigt.

Das ist die Zeit, wo die ganze Heide singt!

Wenn das Heidekraut blüht im September und die Immen um den Honigbaum summen, wenn die Heiberge in Rosenrot, Purpur und Violett getaucht sind, dann zieht auch der Stadtmensch zur Heide hinaus und schwärmt für ihr Glühen und Blüten.

Das ist die zweite hohe Zeit der Heide.

Wenn sie aber längst abgeblüht, wenn das Silbergrau der trockenen Kelche zu fahlem Graugelb verwittert, dann ist die Heide vergessen, dann ist sie einsam und still; nur wenige Leute wissen, daß dann die Zeit kommt, in der sie ihr aller schönstes Kleid aus der Lade holt.

Wenn die wandernden Kraniche unter den Wolken hinziehen, wenn die Wildgänse rufen, wenn der Nordwind über die Buchweizenstoppeln geht und die Kartoffelfelder leer und zerwühlt sind, dann legt die Heide ihr schönstes Kleid an. Aus schwerem Goldbrokat ist es gearbeitet, grüne Samtauffschläge zieren, mit gelbseidenen Borten und purpurnen Kanten ist es besetzt, mit Scharlachfäden durchwirkt und über und über mit glühenden Diamanten, schimmernden Perlen und leuchtenden Korallen benäht.

Dichte, langwallende Nebelschleier verhüllen morgens ihres Prunkgewandes Pracht, langsam, als schäme sie sich der eigenen Herrlichkeit, legt sie einen Schleier nach dem andern ab, enthüllt erst ihres Braunhaares Korallenschmuck, ihres Halses Diamantengegähler, ihrer Schultern Silberspitzen, ihres Gürtels Goldgefunkel, ihres Kleides grünbraunen, scharlachdurchzogenen Faltenfall.

Wunderbar hat sie sich in ein Prachtgewand gekleidet, das sie bald mit dem silbernen Gewand vertauscht, in das der Raubröckel sie kleidet, ihrem letzten Blütenkleide, ehe das Schneebeilicht sie bedeckt.

Liebtlich ist ihr Maienfest, wonnesam ihre Spätsommerfeier, aber prächtig ist das hohe Fest, das sie im Herbst gibt. Nicht lange währt es, aber lustig ist es bis zum Ende, bis zum wilden Kehraus, zu dem der Wind seine tollkühnen Tänze aufspielt.“

Das ist ein Lönslied auf die Heide, diese Stätte, an der Steinriesen seit Jahrtausenden ruhen und träumen und behüten die Reste der einst Gewesenen.

Gewaltig sind die Hünengräber, zumal das Fleckergrab südlich von Harburg, das 80 Steine zählt und große Eckblöcke hat; aber auch die Sieben Steinhäuser bei Fallingbommel sind achtungsgebietend und voller Rätsel um die, die es barg.

Ganz in diese Landschaften paßt der Heidjer und zumal der alte Schäfer, der die Mensch gewordene Ruhe, Weltabgeschiedenheit und Einsamkeit verkörpert, wenn er, den Blick nach innen gerichtet, den Tag versinkt, auf seinen Stock gelehnt, indes die Schnucken vom treuen Spieß behütet werden.

Ein Stück der Heide sind die Bauernhöfe. Wenn irgend möglich, in den eigenen Eichenwald gebaut, liegt das Anwesen breit, behaglich da mit all seinen Speichern und Nebenhäusern, seinem Ziehbrunnen und den Pferdeköpfen an den Giebeln.

Unendlich schön ist die Heide nachts. Man muß ganz ruhig sein, ganz stark, um nicht doch einmal dem Spuk der Nachangeln zu erliegen und entsetzt beiseite zu treten vor dem drohenden Kobold.

Wie sehr sich alle düsteren Linien während der Nacht in das Dämonische wandeln, weiß jeder, der nächtlich durch die Heide wanderte. Sie hat einen Schabernack für jeden, und sogar als wir in großer Gruppe gingen, äffte sie uns ganz kückisch, indem wir nach Stunden Wanderung am Ausgangspunkte wieder eintrafen und somit alle Anwartschaft auf etwas Schlaf verloren. Sie ist ein Zauberer, macht aus jedem Strauch ein Gespenst, jedem Baumstamm gibt sie Gesichter, und Nebel jagt sie in Schwaden breit, wehend, lebendig umher, in dem dann alles, alles versinkt, die Erika, der Wacholder, starke Eichen und Kiefern — alles — auch wir.

Die Heide zu erleben, ist ein hohes Geschenk des Daseins.

## Heide

Heide, du bist meine Freude!  
Heide, du bist meine Lust!  
Sieh, mir zur Augenweide  
Erika blüht im August.  
Lassen am blauen Himmel  
Wölkchen sich schaukeln im Wind,

## Von Helmut Knöner (Berlin)

Sing' ich ein leif' stilles Liedel,  
Ein Liedchen, so leiz und so lind.  
Wenn dann die Grashüpfer springen  
Und Vögelein singen so schön,  
Dorfsglocken von ferne her klingen,  
Möcht' ich von dannen nicht ziehn.

## Der Heidewanderer schaut um sich . . . .

Um den grauen Felsblock am Hange stehen knorrige, dicht verworrene, sich dunkel erhebende Wacholder wie schlafende, in sich zusammengesunkene Riesen und wie verkrümmte, bucklige, im emsigen Wühlen jäh versteinerte Zwerge, von der großen, alles rundum beherrschenden Zauberin in hundertjährigen Schlaf getan. Müde wiegen sie im Wind bedächtig

Lore sprengt. Aber nur der Specht kennt die Wurzel, und wenn man sein Nest mit einem Holzkeil verschließt, dann fliegt er rasch davon, holt die Wurzel und hält sie gegen den Keil, der sofort herauspringt. Erschreckt läßt er jetzt die Zauberwurzel fallen. Uns aber war der schwarze Donarvogel der Wächter der Heide, der uns gern sein Reich mit allen seinen



Naturschutzpark Wisseke, Wacholdergruppe

(Kurtz, Naturfreundephoto-Gruppe Hannover)

ihre altersgrauen Häupter, stumm, trauernd und klagend.

Da schallt ein gellendes Rufen von fernher. Ein großer schwarzer Vogel schießt im Wellenfluge dahin und hackt am Rande des Waldes an einem alten Kiefernstamme. Wie Feuer loht im Sonnenlichte sein Hinterhaupt. Ruckweise hüpfet der Schwarzspecht am Stamm aufwärts. Jetzt hält er inne, wohl Beute witternd, und stark faust der meißelförmige Schnabel gegen den Stamm, daß die Rindensehen nur so fliegen, bis er die ersehnte Holzwespenlarve mit seiner schleimigen hornigen Zunge aus ihrem Gang herauszieht. Dann faust er weiter über die braune Heide mit schallendem Kürr — — — bis uns ein langgezogenes Kli—äh meldet, daß der schwarze Zauber vogel irgendwo Fuß gefaßt hat. Ist er doch der Hüter der sagenhaften Springwurzel, die geheime Schätze anzeigt und alle

Schätze zeigen will. Es ist ein armes einfaches Reich für so viele, und doch ist es voller Leben, voll von buntem, vielgestaltigem Leben.

Wir gehen einen sandigen Weg am Rande eines kleinen Waldstreifens. Da prunken in hundertblütiger Gemeinschaft blaue Veilchen, von einem wimmelnden Heer von Weißlingen besucht, da leuchten die Blütenglocken der Blaubeeren und der kleine weißsternige Siebenstern.

Über den Weg stolpert in seinem blauviolett erzfärbenen Panzer ein Kopfkäfer, eiligt einem goldbraunen Haufen zuwandernd. Voller Eier stürzt er sich auf den goldenen Schatz, darin umherwühlend. Einen richtigen Kopfstand macht er, mit den Hinterbeinen in der Luft zappelnd. Unter dem Kuhfladen legt er dann sein Bergwerk an, in dem von einem langen senkrecht niedergehenden Stollen Seitengänge abzweigen; die mit dicken Düngerwürsten gefüllt werden,

um den aus den am Ende der Seifenstollen abgelegten Eiern entstehenden Larven als Nahrung zu dienen.

Auf dem Sandwege, der zum Totengrund am Wilseder Berg führt, läuft schnell in seinem golden und rot glänzenden Panzer ein Laufkäfer beutesuchend umher. Eine kleine Biene ruht einen Augenblick auf dem Boden aus — blitzschnell stürzt der erzgepanzerte Räuber auf sie zu, wie Eisenketten umklammern sie die kräftigen Füße, und schon zucken spitze Dolche nieder. Mit weißen Zeichnungen auf den braunen Flügeln läuft ein Heidesandkäfer dahin, rasch enteilend.

In rastloser nervöser Hast läuft eine schwarze Wegwespe mit rötlichem Hinterleibe auf dem Sande hin und her. Zitternd Fühler und Flügel bewegend, ist sie in unermüdlicher Bewegung — auf der Suche nach Nahrung für ihre Nachkommenschaft. Eine gleichfalls auf Jagd befindliche Wolfspinne kreuzt ihren Weg. Da hat die Spinne ihren Todfeind wahrgenommen und ergreift voller Entsetzen die Flucht. Doch blitzschnell faust die Wegwespe ihr nach, schon ist die Spinne gepackt, zu Boden gedrückt und schnell von dem Gifte des Wespenstachel gelähmt. Noch frisch und lebend, aber unfähig, sich zu wehren, dient sie der Wespenlarve als Nahrung. Eine andere Wegwespe sehen wir jetzt bei einem Löwenzahn Einkehr halten und den süßen Nektar saugen. Während die Wespe für ihre Jungen Spinnen jagt und andere Insekten tötet, lebt sie selbst nur vom Nektar wie ein harmloser Falter.

In den stillen heiteren Sonnentag dudelt über den Wacholderheeren des Totengrundes eine Heidelerche. Schwermütig, klagend quillt es, schwebt innig jubelnd, stirbt langsam leise in von Ginstergold durchwirkter brauner Heide. Mit zitternden Flügelschlägen hebt sich die Heidelerche wieder empor und dudelt sanft einwiegend.

Ein Baumpieper steigt im Balzfluge hoch; die Flügel ausgebreitet haltend, schwebt er singend nieder.

Aber die mächtigen von Sonnengold durchwirkten Birken, an deren Füßen schwarze Wacholder stehen, schwebt ein großer Raubvogel, ein Wespenbussard. Ruhig gleitend zieht er im von lichten Wölkchen erfüllten Himmel seine Kreise, steigt höher — fast auslöschend im gläsernen Himmel, gleitet nieder weißschimmernd, schwebt schaukelnd über dem Walde, ruhig kreisend steigt er höher und taumelt plötzlich nieder, gerade abwärts, als wären ihm die

Schwingen zerschossen; über den Eichenkronen gleitet er gerade dahin, steigt wieder auf und läßt sich mit senkrecht nach oben gestellten Flügeln — sich schüttelnd, schwankend von der einen auf die andere Seite werfend — niederfallen. Unermüdlich übt er sein Balzspiel — jetzt glänzt er silbern wie ein schimmernder Weißfisch — jetzt sind seine Schwingen wie schwarze Segel gespannt, hilflos zerflatternd beim taumelnden Niederstürzen.

Die Sonne brennt heiß hernieder, da ist der Wald mit dem schützenden Laubdach der alten Eichen und Buchen eine wahre Erquickung. Wir streifen ziellos umher, steigen einen kleinen bewaldeten Hang hinauf und haben wieder einen der verborgenen Heideschätze gefunden. Ein silber glänzender Weiher liegt im Grunde, von brauner Heide und Wacholder umgürtet, oben von Laubwald bekränzt. Der Weiher ist von Entengröße an den Rändern dicht bedeckt, und in gleißendem Silber glänzen die schwimmenden Blätter des Laichkrautes. Schwarze Schafften des Waldes leuchten von dem Silber durchwirkt, blaue Himmelsflecke und blendendweiße Wolkenberge spiegeln sich in dem schwarzen Wasser.

Am verknüppelten kahlen Weidengezweig sitzt mit weitgebreiteten gläsernen Flügeln eine vierfleckige Wasserjungfer, mit den bedornten Beinen sich festhaltend. Die großen Augen spähen in die zitternd bewegte Luft über dem Weiher, wo unzählige andere Libellen im knisternden, raschenden Fluge mit seidenschimmernden Flügeln umherjagen. Goldgrüne, erzfarbene Metalljungfern sausen rastlos hin und her. Wie kleine Sperber schwirren metallisch glänzende Rohrjungfern — rasch auf kleine Mücken und Fliegen stoßend — mit ihren schlanken nadelförmigen Leibern dahin, und elfengleich schweben blau und schwarz geringelte Schlankjungfern über das glitzernde Funkenheer auf dem Spiegel des Wassers, aus dem die unscheinbaren Blütenähren des Laichkrautes ihre grünen Türme erheben.

Da entdeckt die dickbäuchige braungefärbte Wasserjungfer ein Weibchen, das gerade flink dahinschwirrend im schnellen Zupacken eine Beute greift. Schon faust das Männchen ihm nach, auf vier gläsernen mit vier dunklen Flecken gezierten Flügeln dahinbrausend. Ganz nahe haben es die starken Flügel herangezogen; doch das spröde Jungferlein schießt flink davon; stürmisch werbend jagt er hinterher. Ein anderes Männchen kommt hinzu; prasselnd schlagen ihre Flügel gegeneinander, so daß beide

aufs Wasser niedersürzen. Das andere Männchen ergreift die Flucht, und im wilden Zickzack jagt das erste weiter das Weibchen. Jetzt jagen beide dicht über das mit Silbertropfen bestreute Wasser; da ist sie plötzlich gefangen. Um ihren Nacken hat er seine Hinterleibzangen gelegt; wie ein mit Beute abstreifender Sperber fliegen sie glitzernd und funkelnd dahin. Da krümmt er seinen Hinterleib wie einen Kagenbuckel nach oben, während sie ihren Hinterleib weit nach vorn aufwärts schiebt zum hinter der Brust liegenden zweiten, den Samen enthaltenden Hinterleibabschnitt des Männchens. So eng verbunden vollführen sie ihren Hochzeitsanzug im schimmernden Sonnenlichte. Nach der Hochzeitsfeier fliegt das Weibchen mit dem Hinterleib wippend übers Wasser, die Eier hineinfallen lassend, aus denen dann die plumpen, häßlichen, räuberisch lebenden Larven werden.

Am Rande des wunderbar eingebetteten, tief im Grunde liegenden Weihers jagt eine schwarzweiße Bachstelze nach Mücken und Fliegen. Mit dem langen Schwanz wippend trippelt der Vogel eiligst über das dürre Gras — rasch emporhüpfend beim Erhaschen einer Beute, sich drehend, wendend in eleganter leichter Bewegung.

Ein grüner Seggenstreifen umgürtet an der einen Seite den Weiher. Daraus leuchten karminrote Blüten des Läusekrautes. Prächtig wirken die großen Blüten mit dem aufgesperrten Rachen, an denen Hummeln eifrig tätig sind. Das Läusekraut ist ein Halbschmaroher, der die benachbarten Seggen mit Saugwarzen bewuchert, ihnen Wasser und Nährsalze entziehend.

Als wir den sandigen Hang hinaufsteigen, raschelt vor uns ein braungraues Zauneidechsenweibchen durchs Gekraut, durch schlängelnde Bewegungen des der Erde aufliegenden Körpers schnell vorwärtskommend, im grauästigen, vertrockneten Geflecht einer Fichte schnell verschwindend. Vor uns den Hang hinauf erheben sich malerisch alte Wacholder, wie schlanke Pinien steil sich emporreckend. Dort ragt eine Gruppe wie eine gewaltige Burg, hier stehen sechs um einen altersgrauen Findling, als hätten sie Wichtiges zu besprechen. Dunkel ragen sie alle gegen das langsam abwärts wandernde, flutende Licht, nur die Gipfel schimmern wie silbergrüne Kronen.

Dunkler werden die ragenden Wacholder, stehen als schwarze Obelisken gegen den abendlich gefönten Himmel. Der Silberschaf mit

seinen Millionen Perlen und ganzen schimmernden Girlanden von Edelsteinen ist versunken im schwarzen Morast, und nur das Laichkraut breitet einen mattgrünen Glanz über das dunkle Wasser.

Langgezogene schwermütige Flötentöne hallen vom nahen Waldrande, wie eine stille dunkle Sage raunt der Amsel Lied über den einschlummernden Weiher, die schwarzen einnickenden Wacholder. Ein goldener Schimmer huscht über der Heidbirke hellgrünes Laub. Aus dem Walde treten die Rehe zur Asung heraus, bedächtig auf einem Roggensthalde einherziehend. Fern wölben sich blaue, sanft geschwungene Höhenzüge. In schwarzer Silhouette neigen sich niederhängende Fichtenäste darüber. Es ist, als halte uns die große Zauberin in ihren Händen und erzähle eins ihrer stillen, wunder tiefen Märchen.

Ein roter verblassender Feuerstreif wird von düsteren Wacholdern zerteilt — in der Singdrossel feierliches Flöten rieselt Rotkehlchens Abendlied über die schweigende, wie in verfeinerter Ruhe liegende Heide — und des Kuckucks Zauberlocke läutet — guckguck — —. Da lacht auch von fern sein Weibchen, süß und verheißend quillt es quack — — —, perlt immer wieder. Er antwortet, bis er heiser wird. Noch einmal klingt ihr wonniges Trillern; dann ist es still, und Kofbrust erzählt eine uralte Sage, bis die ersten Sterne aufglimmern.

Am Morgen ist alles in grauen Nebel gehüllt, der farblos öde über Steine und Bäume sich breitet, mit seinem Riesenschleier alles verhüllend. Von irgendwo klingt eines Brachpiepers Lockruf — eine Goldammer singt, und überall trillern Feldlerchen, während vom Waldrand, der vor uns wie ein fernes graues Gebirge sich aufbaut, der Misteldrossel volles Flöten hallt. Wie eine ungeheure, drohende Mauer wölbt sich der Nebel über Moor und Heide, wälzt sich schwer und hängend heran, als wolle er alles unter sich begraben. Hinter dem Nebelgebirge aber steigt die Sonne immer höher. Hell prunken im goldgrünen Schmucke die Birken am Heidewege und leuchten aus einer Senke die gelben Blumenkronen des Hahnenfußes. Stumm segelt mit den großen schaufelförmigen Flügeln ein Kiebitz über das Land; laut schreiend stürzt er sich auf eine Rabenkrähe, die in sein Gebiet mit räuberischen Gelüsten gezogen kommt. Mutig stößt er auf den schwarzen Galgenvogel, so daß dieser schnell das Weiße sucht. Einer Bekassine Ticken klingt nun aus der sumpfigen

Niederung, und wie Glockenklang hallt des Brachvogels Flöten über das einsame Moor und die weite braune Heide.

Der breite sandige Weg zeigt immer wieder neue Gestalten. Überall laufen auf ihren langen Beinen die räuberischen Wegwespen. Raubfliegen huschen vorüber, eine schlanke Raupe sucht schnell ins schützende Heidekrautgewirr zu gelangen, aus dem fortwährend weiße, dunkel gefleckte und braune Spanner und Motten auf-fliegen.

Wie anders wird das Leben, als wir ein kleines Dorf durchwandern. Durch der hohen, mächtig ausladenden Eichen Blattwerk fällt Lichtgesunkel auf strohgedeckte Bauernhäuser und Ställe. Dohlen lärmen laut und kunterbunt ins helle jubelnde Flöten des Pirols. Dampf könt in das immer wieder anders modellierte Flöten der Goldamsel eines Hohltaubers Heulen, während vom Strohdache der Hausrotschwanz fein sonderbares Liedchen pfeift und stammelt.

Hinter dem Ort mit den kühlenden Schirmenden Kronen stolzer Fichten und alter Eichen brennt die Sonne wieder ungehemmt über durrer verbrannter Heide. Auf einem Hang unter einigen Birken grasst eine Herde Heidschnucken. Sonnenlichter fallen auf die im Birkenhatten sich drängende langbepelzte Herde.

Dann liegt endlich das Nixmoor vor uns. Dunkel, ausgedörrt, grellweiß leuchten Wollgras-flocken, im Winde schwankend, wie Irrlichter huschen sie hin und her. Tot, erstorben ist alles, die Heide hat vom ehemaligen Moore Besitz ergriffen; und nur tief im Graben blinkt noch ein Wässerlein, wie glitzend Silber — von schwellendem Torfmoos umgürtet mit Glockenheide und wenig blühender Rosmarienneide.

Von der feuchten schwarzen Moorerde gleißt verführerisch, funkelnd, in allen Farben irrisierend in Unmenge der insektenfressende

Sonnentau. Seine kleinen roten Rosetten schimmern von den glasklaren lockenden Tröpfchen am Ende der roten Tentakeln. Eine kleine Ameise kommt angelockt ihnen zu nahe, da erst zeigen sie ihre wahre Natur und leimen das Insekt fest. Beim Versuch, sich zu befreien, kommt die Ameise mit den benachbarten Tentakeln in Berührung, die nun auch das Opfer umwinden. Langsam drehen sich die erst auswärts gespreizten Tentakeln alle nach innen, wo dann das Opfer durch Drüsenauscheidung aufgelöst und verdaut wird. So wird die Pflanze — durch die Nahrungsarmut des Bodens gezwungen — zum Mörder und Wegelagerer, der gleißend und verführerisch lockt.

Zwischen Wollgrasstengeln hat eine langgestreckte Wirtelspinne ihr Netz ausgespannt. Eine auf Insektenfang befindliche blaue Schlangjungfer stößt dagegen und bleibt mit dem zarten Körper daran hängen. Schon ist die Spinne über ihr, ihre Giftdolche bohren sich in den Libellenkörper, der bald leblos mit nach oben zusammengelegten Flügeln eingesponnen kopfabwärts im Netze hängt.

Über die verkümmerten Krüppelkiefern des Hochmoorrestes fliegt im gestreckten Fluge ein Ruckuck seinem trillernden Weibchen nach. Drei Brachvögel schweben über dem schwarzen Moor. Die Flügel nach oben haltend gleitet einer — mit seiner herrlichen Flötenstimme das Moor erfüllend — schräg abwärts. Langgezogen klagend beginnt er thaut thaut, und immer schneller folgen die Töne wunderbar trillernd flötend — dann weich ersterbend. Wieder beginnt es ganz fern und quillt perlend, einem wunderbaren Zauber um uns breitend. Und in dieses Tönen und Jodeln hallt scharf und gellend des Schwarzspechtes Ruf, des Zaubervogels, der uns all seine Schätze zeigte, uns sein so einsames armes Reich ans Herz wachsen ließ, den Wunsch weckend, bei der großen Zauberin zu weilen, wenn sie ihr purpurnes Gewand trägt. Bruno L a m p a f i a k (Berlin).

## Und geht es zu Ende . . . .

Von Hermann Löns

Und geht es zu Ende, so laßt mich allein  
mit mir selber auf einsamer Heide sein;  
will nichts mehr hören und nichts mehr sehen,  
will wie ein totes Gattier vergehen.

Das graue Heidemoos mein Sterbebett sei,  
die Krähe singt mir die Litanei,  
die Totenglocke läutet der Sturm,  
begraben werden mich Käfer und Wurm.

Auf meinem Grabe soll stehen kein Stein,  
kein Hügel soll dort geschüttet sein,  
kein Kranz soll liegen da, wo ich starb,  
keine Träne fallen, wo ich verdarb.

Will nichts mehr hören und nichts mehr seh'n,  
wie ein totes Gattier, so will ich vergeh'n;  
und darum kein Kranz und kein Stein,  
spurlos will ich vergangen sein.



## Reifender Sommer

Von Max Hamann (Berlin)

Als wir dieser Tage durch den Wald gingen, der vom Sommer überwog wie ein verschämtes Weib dahinträumte, das werdende und das Seiende getränkt von julibeißer Sonnenglut, an den Büschen vorbei, die von übersaftem Grün und von dunkelgefärbtem bronzebraun gepupften Heckenlaub durchmengt den Wanderweg

einsäumten, da war ich übermannst von der unbeschreiblichen Fülle des Lebens, von dem betäubenden Überfluß der Schönheit. In mir löste sich das Gefühl der Freude, der Daseinsharmonie. Der Sommer leuchtete wie ein fröhlicher Bub mit glühender Wange und schwellender Brust, und der strahlende Morgen überflamte das uferlose Blau des Himmels. Wer konnte es mir da verargen, daß ich mein Mädel in die Arme nahm und wir uns herzlich küßten, fröhlich und selig wie Kinder, die nichts wissen außer Freude und Glück. Es war so still, so sonntagsstill, nur Hummeln und Käfergetier umbrummt die

Büsche und die silbernen Gräser, farbenschöne Schmetterlinge versuchten den Sonnenstrahlen nachzuflattern, und aus den Baumkronen klang das Gezwickel der Vögel lieblich und windvertragen wie das Locken verhaltener Liebe. Dann und wann dröhnte in der Ferne hohl und hart das Rollen eines Bahnzuges. So wanderten wir, bis wir dem schleichenden Tod begegneten. Zwischen frischen Stauden des Waldraines äste ein Hase, der mit seitwärts gestellten Augen angstvoll spähte, wie ein Kind, das sich im Dunkeln fürchtet. Hinter dem Felsblock aber duckte sich der rote Räuber, die nach vorn gerichteten Lichter des Fuchses

belauschten lästern den argwöhnischen Hasen. Bald erreichten wir den See, dessen Wasserfläche heißer Juliwind mit durstigem Kusse aufriß. Wir badeten in den glasklaren Wellen, und in dieser schönheitsstrunkenen Sonnensfreudigkeit erschien mir der nackte Leib meiner Fahrtgenossin wie eine bildgewordene Rhapsodie der Anmut.



Alte romanische Dorfkirche in Westerbrak  
(Karl Brinkmann, Hannover)

Allmählich senkte sich der Abend, das Laubgehänge nahm dunklere Farben an. Aus der Ferne hörten wir das leise Dergeln der Genssen, das immer etwas Heimisches und doch etwas Wehes hat. Nebelspinnende Dämmerung sank schon herab, als wir an dem Scheidewege vor dem Dorfe einem Bettler begegneten, der ein Leierkastenlied hindudelte und uns seine dürre Hand entgegenstreckte. Die alten Häuschen der Siedlung lagen friedlich im Abendpurpurschein, die fliegenumsaumten Fenster sahen wie trübe und doch zufriedene Augen auf die verstaubte Dorfstraße. Am

Lorgitter des Gutshofes lehnten schwägend die Knechte und Mägde und sahen uns neugierig nach. Zu guter Letzt erlebten wir das Märchenweben einer lauen Sommernacht, und das Atmen der Weltseele in waldfriedlicher Einsamkeit machte uns stumm; unsere Gedanken hingen Betrachtungen über die ewigschöpferischen Weltgesetze nach, und nur, wer Nächte, laue blaue Sommernächte durchwanderte, weiß von der stillen Nacht der Gedanken.

Als wir endlich unter dem blauen Bogenlicht des Bahnhofes anlangten, nahmen wir das Erlebnis eines schönen Wandertages mit nach Hause.

## Bei den Sieben Steinhäusern

Von Gustav Riemann

Es ist so still, die Heide liegt  
im warmen Mittagssonnenstrahl,  
ein rosenroter Schimmer liegt  
um ihre alten Grabermale.  
Die Kräuter blühen; der Heideblut  
steigt in die blaue Sommerluft.  
Th. Storm.

Die Majestät des Todes erschreckt die Menschen, läßt ihre Seelen erschauern bis in die Grundtiefen. Der Schauer vor dem Unfassbaren, in dem schattenhafte Ahnungen von dem leisen Wissen geheimnisvoller Rätsellösungen schwingen, gebar die Furcht vor dem Geheimnis, das den Tod umgibt. Dieses Gefühl ist um so stärker, je näher die Menschen noch der Erde stehen, je inniger sie mit der Natur verbunden sind, je weniger abstrakte philosophische oder religiöse Systeme die Unmittelbarkeit des Sicheinfühlens mit der Natur getrübt haben. Die erschauernde Furcht der Naturvölker vor dem Toten schuf die Grabmäler der Vergangenheit. Dort, wo die Stärke des Gefühls sich paarte mit der Gestaltungskraft des Gegenständlichen, entstanden die bis in den Himmel ragenden Totengrüfte, Pyramiden, Tempel und Dome, die Grabkammern bespöttlicher Könige und reicher Priester. Die primitiven Urvölker unserer nördlichen Heimat, stark und mutig wie die Raubtiere der Wildnis, aber bar jeder Technik, wälzten Felsblöcke und schichteten sie zum vieltausendjährigen Totenmale, zur Ehre der Toten und des Todes....

Wir wandern über einen der uralten Friedhöfe in der stillen Heide. Die offenen Gräber, gefüllt mit Unrat und Gerümpel, klagen uns an wie geschändete Heiligtümer.... Wer wälzte diese mächtigen Blöcke und richtete sie zum Grabmal? Welchem Volke gehörten sie an?.... Ich weiß es nicht. Aber eines weiß ich: Es waren starke Männer, denen ihre Sippe diese unvergängliche Erinnerung schuf. Vielleicht waren es die kühnsten der Jäger, deren starker Arm am sichersten dem raubgierigen Wolf den scharfen Wurfspeer in den geifernden Rachen schleuberte. Vielleicht waren es weise Druiden, Priester und Sänger, Känder geheimnisvoller Auenweisheit der Vergangenheit, Seher der Zukunft, Lenker und Führer des Volkes. Waren es die eigenen Stammesgenossen, die Herkommen, Liebe und Achtung zusammenführte, um diese ungeheuren Felsblöcke zu wälzen und zu schichten? Oder waren es Sklaven, gefangen im erbitterten Kampfe mit feindlichen Stämmen, die nach vollendetem Werke der Herzstoch des Speeres in das Grab sandte, das sie selber bauten?....

Wir können diese Frage nur mit Vermutungen beantworten. Die Sprache der Steine, die alles sahen, was hier geschah, ist stumm. — Aber eins weiß ich: Es waren naturliebende Menschen, die ihre Toten hier in einsamer wilder Heide begruben. Sie standen der Erde näher als das heutige Geschlecht und waren darum kühner, mutiger und stärker. Der Wald, die Wildnis, die öde Heide war ihre Heimat. Hier hörten sie das Herzklopfen der Erde, hier konnten sie das Brüllen des Hirsches, den Schrei des wilden Raubtieres belauschen, hier flog die wilde Jagd; nur hier konnte ihre Grabstätte sein.

Die Sieben Steinhäuser in der Heide bei Oberdorfmark, halbwegs zwischen Bergen und Fallingb., gehören zu den größten und besterhaltenen Grabdenkmälern der Vorzeit in Deutschland. Ihre

urwüchsige Form, in ihrer schlichten Einfachheit mit dem Charakter der Heidelandschaft verwachsen, macht auf den stillen Wanderer einen tiefen, unausslöschlichen Eindruck. Eine ferne starke Vergangenheit streckt ihm hier die Hand entgegen. Leider hat roher Vandalismus, verständnislose Neugier zwei der ehrwürdigen Grabstätten zerstört.

Fünf der Steinhäuser sind aber noch erhalten. Sie unterstehen dem Schutze der Forstverwaltung, so daß die Gefahr der weiteren Zerstörung nicht mehr besteht. Das größte der Steinhäuser ist das besterhaltene. Sein Deckstein hat eine fast dreieckige Form und mißt in seiner größten Länge fast fünf Meter, in seiner Breite fast  $4\frac{1}{2}$  Meter, in der Dicke nahezu  $\frac{1}{2}$  Meter. Sein Gewicht wird auf über 400 Zentner geschätzt. Er ruht auf sieben Trägern aus gespaltenen Granitblöcken. Sie stehen dicht nebeneinander und bilden unter dem Deckstein eine Höhlung von  $1\frac{1}{2}$  Meter Höhe, fast 5 Meter Länge und 3 Meter Breite. Wenige Meter vor diesem Steinhaus steht ein „Steinkreis“ von Umfassungssteinen, der auch zu der Anlage gehörte. Die anderen vier Steinhäuser sind weniger gut erhalten, aber auch von bedeutendem Umfange. Es wird vermutet, daß die Gräber einst hoch mit Erde bedeckt gewesen sind, der sie einbegende „Steinkreis“ aber freigelegen hat. Der Raum innerhalb des Steinkreises war wahrscheinlich eine geweihte heilige Kultstätte.

Dem Wanderer, der diese alten Hünengräber besucht, drängt sich sofort die Frage auf: Wer erbaute diese alten Grabdenkmäler? Die Altertumswissenschaft verneint die früher herrschende Ansicht, daß es Totenmale keltischer Völkerschaften seien. Dr. Jacob-Friesen (Hannover), der sich viel mit der Erforschung der Riesensteingräber Norddeutschlands beschäftigt und auch eine kleine Schrift\* über die Sieben Steinhäuser verfaßt hat, spricht sie einem Volk des germanisch-nordischen Kulturkreises zu, dessen Mittelpunkt in Dänemark lag und Niederdeutschland ebenso wie Südschweden umfaßte. Es waren Menschen der nordischen Langschädelrasse, die in der jüngeren Steinzeit, etwa 6000 bis 4000 Jahre v. Chr., diese Steingräber errichteten.

Nicht minder interessant ist die Frage nach den technischen Hilfsmitteln, mit denen die Steinzeitmenschen diese gewaltigen Steingräber erbaute. Es waren doch riesige Granitblöcke zu spalten, ungeheure Lasten fortzubewegen, Dinge, die heute einen ganz erheblichen Aufwand moderner Technik erfordern würden. Dr. Jacob-Friesen erinnert dabei an einige primitive Methoden des Steinpaltes ohne Sprengmittel, die auch heute noch in manchen entlegenen Winkeln der Heide- und Moorlandschaften üblich sein sollen.

Der sachkundige Steinarbeiter stellt zunächst die Richtung der Spaltebene des Blockes fest, das heißt der Ebene, nach der die meisten Granitsteine sich ähnlich wie Sandsteine an jeder beliebigen Stelle spalten lassen, und legt ihn so zurecht, daß diese Spaltebene lotrecht steht. Hat der Stein oben eine Fläche, so legt er auf diese ebene Fläche trockene

\* „Die Sieben Steinhäuser im Kreise Fallingb.“. Hannover 1925, Theodor Schulze's Buchhandlung.



Die Sieben Steinhäuser bei Fallingb. ostel.

Holz- und Torfstücke, zündet sie an und unterhält das Feuer so lange, bis sich in dem Stein ein langer und tiefgehender Riß bildet. Dann entfernt man das Feuer und schlägt mit einem schweren Hammer auf die Stelle, wo der Riß sich zeigt. Diese Hilfe ist aber nicht immer nötig, denn oft plakt der Stein schon im Feuer von oben bis unten. Weht bei der Arbeit ein scharfer Wind, der das Feuer ordentlich anfacht, dann geht sie um so schneller vorstatten. Noch vor kurzem teilte mir ein alter Steinseher in Achim bei Bremen mit, daß er schon recht viele große Granitsteine in der hier geschilderten Weise gesprengt habe.

Eine andere primitive Art des Steinspaltens ohne Eisenkeile sei die, indem man in vorhandene natürliche Risse und Spalten des Steinblocks trockene Holzkeile hineintreibt und dann die Keile anfeuchtet. Durch das Feuchtwerden dehnt sich das Holz mit ungeheurer, aber sehr langsam wirkender Kraft aus, so daß sie schließlich den Stein spaltet.

Den Transport dieser riesigen Steinblöcke verlegt Dr. Jacob-Friesen in die Winterzeit. Die Erbauer werden die Blöcke im Winter bei Eis und Schnee mit Hilfe von Walzen oder Schleifen an die Grabstätte gebracht haben. Sicher bestanden schon Formen des gesellschaftlichen Zusammenschlusses, die das Zusammenarbeiten vieler Hilfskräfte unter einer einheitlichen Leitung ermöglichten. Die Stufe des Nomadenlebens war schon überwunden, wie Getreidekörner, eingebackten in vorgefundnen Ton-scherben, beweisen. Auch die nähere Nachbarschaft der Sieben Steinhäuser ist historisch sehr interessant. Hermannsburg, der Stammsitz der Willinger, der alten Sachsenherzöge, und auch Bergen sind uralte Siedlungen.

Eine Wanderung nach den Sieben Steinhäusern, ganz gleich, ob sie von Fallingb. ostel, Bergen, Winsen an der Aller oder Walsrode unternommen wird, gehört zu den schönsten Heidewanderungen überhaupt. Hier trifft uns die Heidelandchaft in ihrer unberührten Schönheit entgegen. Am Fuße der Sanddüne, die der alten heidnischen Grab- und Kultstätte Raum gibt, breitet sich zu beiden Seiten eines klaren Bächleins ein Wiesental aus, das sich in seiner hellgrünen Lieblichkeit wunderbar beglückend von der ernststen schwermütigen Heide- und Kiefernlandschaft abhebt, eine Gegensätzlichkeit, die man sehr oft in der Lüneburger Heide, am schönsten wohl bei Fallingb. ostel am Leth im Böhmetal, bewundern kann.

Eine romantisch-schwermütige Stimmung liegt über der Heidelandchaft der Sieben Steinhäuser, namentlich am Abend und bei trüben Tagen, jene „Abendflucht“-Stimmung, die der einsame Heidewanderer so sehr liebt. Um so schmerzlicher empfindet er dann die häßliche Störung, die von einem Wirtschaftsbetrieb ausgeht, der sich dicht bei den Sieben Steinhäusern in moderner Geschäftstätigkeit aufgemacht hat. Daß der staatliche Naturschutz diese Entweihung der alten Grab- und Kultstätten unserer germanischen Vorfahren dulden mag! Unliebsam empfindet auch der proletarische Wanderer, daß der kapitalistische Automobilist insbesondere an den schönen Sonntagen der Heideblütezeit den weißen Sand der Heidewege, die nach den Sieben Steinhäusern führen, zermahlt und als Staub in die Luft wirbelt. Ihr Aufgehup, ihr Gedudel und Geplapper ist hier stilwidrig. Sie stören die stillen Freuden der einsamen Heidewanderer und auch den Frieden der Heide.

## In der hohen Heide

Von Hermann Löns

Sonne auf dem Kopf und Wasser unter den Füßen muß der Honigbaum haben, wenn er recht-schaffen blühen soll. Im vorvorigen Sommer hatte er zuviel Wasser unter sich und gar keine Sonne über sich, und so brachte er es nicht zum Blühen. Im vorigen Sommer ging es ihm umgekehrt, und wieder wurde es nichts mit ihm. Dieses Jahr aber hat er es damit richtig getroffen, und so blüht er wie lange nicht mehr.

So ist denn alles rosenrot rechts und links von der schnurgeraden, mit hohen Hängebirken eingefassten Straße, die sich bei dem einsamen Wirtshause zwifft, in dem ich abgestiegen bin. Da geht es heut laut zu, denn es ist Sonntag, und von allen drei Seiten kommen Heidfahrer zu Fuß und zu Rad, mit Gespannen und in Kraftwagen angeschlossen und erfüllen das Gelände um den Krug mit Gelächter und Gesang. Das ist nicht nach meinem Geschmack, und so stehle ich mich durch die Föhren nach der hohen Heide hin, wo ich sicher bin, keinem Menschen zu begegnen.

Die Sonne meint es gut; kein Wölkchen ist an dem hohen, hellen Himmel, der sich über den rosenroten Plan spannt. Kreuz und quer über den Weg flirren die Schillebolde, grüne Sandkäfer schwirren vor mir auf, winzige blaue Falter flattern um die blauen Glocken und gelben Habichtskrautblüten, und die warme Luft, die von Honigdunst und Kiengeruch erfüllt ist, hebt von dem Geläute der Bienen und dem Geschrille und Gezirpe der Heuschrecken und Grillen. Die grünen, braunspitzigen Moorhalme neben dem Fußwege schimmern wie Seide, und die roten, gelben, blauen und weißen Feuersteinplättler im Graben blühen und funkeln nur so.

Die Föhren werden sparsamer und hören schließlich ganz auf; die Machandelbüsche werden kürzer und seltener und bleiben zuletzt völlig weg, und platt und kahl erstreckt sich die Schnuckenheide mit ihren knapp handhohen, zertretenen, zerbißenen Heidekrautbüschen, deren dürriges Gezweig auf seltsame Weise gewirbelt ist und flach auf dem Boden anliegt. Trohdem aber der Schäfer, der dort an dem Anberge hütet, seine 300 Schnucken Tag für Tag hier über die Heide treibt, blüht sie dennoch auf das beste und gibt den Immen reiche Beute.

Ich gehe auf den alten Schafkoben zu, der sich dort oben zwischen glatten Birken und knorrigen Eichen erhebt, umstanden von Hunderten von hohen und breiten, schlanken und krummen Machandelbüschen, von denen manche dreifache Mannshöhe und mehr haben, und die vielfach auf ganz alberne oder unheimliche Weise verrenkt und verbogen sind und teilweise wie Antiere, teils wie menschliche Gestalten aussehen. Mehr als einmal habe ich, wenn ich zwischen Tag und Nacht am grauen Vormorgen den schmalen Fußweg zwischen ihnen dahin schritt, schnell nach der Büsche gegriffen, einmal, weil ich meinte, ein Hirsch stände vor mir, ein anderes Mal, weil ich einen Wilddieb zu sehen glaubte. Und es waren doch nur Machandelbüsche, die mich zum Narren gehalten hatten.

Die Fährte eines guten Hirsches steht nagelfrisch in dem amnoorigen Boden des Weges. Der muß ich nachgehen. Sie steht gerade auf den alten Schafstall zu, unter dessen moosigem Strohdache ich manche Nacht geschlafen habe, wenn ich zur Brunst hier weilte. Hier, um die alte, dicke, von dem Weiden-

böhrer ganz durchlöcherter Birke, der der letzte Sturm den halben Wipfel ausbrach, ist ein buntes Geflatter und ein lautes Gesumse. Aber ein Duzend Trauermäntel schweben um den blutenden Stamm, auch einige Admirale, oder sitzen an der Rinde und saugen, desgleichen Hornissen, Wespen, Schweißfliegen und allerlei Käfer. Aber so sehr mich das bunte Treiben auch fesselt, ich blicke doch daran vorbei: denn der mannhohle Wacholderbusch ist ganz kurz und klein geschlagen, und wie ich ihn absuche, finde ich ganze Föhren noch feuchten Bastes von dem Geweihe des Hirsches, dessen er sich hier heute nacht entledigte, und so gehe ich seiner Fährte weiter nach, quer über den Anberg, hinter dem die Köpfe krauer Föhren hervorsehen.

An dreien von ihnen hat der Hirsch wieder geschlagen; schon von weitem leuchten die verwundeten Stämme, und einige andere weisen ältere Male von den vorigen Nächten auf, auch sind wieder einige Machandelbüsche zuschanden gemacht, und die Reste der roten, gelben und weißen Pilze, die über die hellgrünen Polster der Krähenbeere und das dunkle Gezweige der Beerentraube verstreut sind, geben an, daß der Hirsch sich an ihnen geäst hat. An der Quelle, die in dem moorigen Grunde liegt, hat der Hirsch geschöpft; seine Fährte steht zwischen den frischgrünen, mit kupferroten Fruchtstippen gezierten spitzen Weinbeißblättern, die aus den wirren Wollgrasbüschen hervorpriekeln, geht dann durch das üppige Schlingwerk von weißblühenden Schweinsöhren hindurch, das das Wasserloch ausfüllt, und wendet sich der hohen Heide zu. Mir ist warm geworden, denn die Sonne sinkt; über Nacht wird es ein Gewitter geben. Dahinten über der dunklen Wohld stehen weiße Wetterköpfe vor dem hellen Himmel. Ich kühle die Stirn und die Hände mit dem Quellwasser und lasse mich für ein Viertelstündchen auf einem der drei großen Findelsteine nieder, die hier nebeneinander ruhen und zwischen denen die Reste einer Birkenheide liegen, die der Habicht kröpfte. Auf der großen Sandwehe unter mir rennt der Brachpieper zwischen den blaugrünen Büschen des Schaffschwings umher und ruft ab und zu traurig, und auf einem der fünf spitzen Machandelbüsche, die dort dicht beieinander im Kreise stehen, läßt sich der Raubwürger nieder, wippt bedächtig mit dem langen Schwanz, fliegt weiter, sein buntes Gefieder entfaltend, rückt eine Weile, stößt nieder und stiebt mit seiner Beute den Föhren zu. In der Ferne erkönt ein weiches, wehmütiges Flöten. Sechs Brachvögel kommen angefliegen und fallen auf der graswüchigen Planke des Anberges ein, wo sie lange mit hohen Halsen sichern und dann kopfnickend nach Gewürm suchen.

Vor mir in den Doppelheidebüschen bewegt sich etwas; eine Mooreibechse sticht hervor und rennt über den in allen Farben glitzernden Kies, wo sie sich ganz platt macht und von der Sonne durchbraten läßt. Aber ihr an einem Heidekrautzwieg frisst die fingerdicke, leuchtend hellgrüne, herrlich rosenrot getipfelte Raupe des Nachtpfauenauges. Weiterhin rennt ein grauer, weiß gebänderter Raubkäfer hastig dahin, eine blinde Fliege in den scharfgezähnten Zangen haltend. Eine Schnarrheuschrecke mit himmelblauen Unterflügeln kommt angerastelt und läßt sich auf einem roten Feuerstein nieder, wo sie

wie ein dürres Stückchen Holz aussieht. Zur Linken schiebt sich der dicke Kopf einer Grille unter einem Grasbüschel her, fährt aber wieder zurück, sobald ich den Kopf wende. Um alle Heidebüsche flattern Mäulinge, und ab und zu tanzt ein bräunlicher Fieschfalter vorüber. —

Ich erhebe mich. — Die Eidechse schlüpft unter den krausen Machandelbusch. Die Heuschrecke schnarrt davon und die Brachvögel fliegen laut klagend von dannen. Ich gehe wieder der Fährte nach, die auf die hohe Heide zu steht. Immer länger wird das Heidekraut. Stellenweise reicht es mir bis über die Knie und bringt es zu mehr als fingerdicken Stämmen, die üppig grünen und überreich blühen. Das Gesumme der Bienen, die hier zu Tausenden schwirren, weil hinter dem Machandelhagen ein großes, an hundert Körbe fassendes Immenschauer steht, klingt wie das Brausen einer fernen Orgel, und die Luft ist gesättigt mit Honigduft. Es ist alles ein und dasselbe Heidekraut, das hier wächst, denn die Doppheide blieb im Grunde zurück, aber unglaublich ist die Verschiedenheit an Wuchs und Färbung. Hier ein sparriger Busch mit langen, dünnen weißlich blühenden Zweigen, da einer kurz beästet und kraus und tief rosenrot, dort ein schneeweißes, der weithin leuchtet. Dieser Busch breitet seine vielen Zweige flach über den Boden aus, jener besteht aus einem Stamme mit einer runden, dichten Krone. An dem einen Busch ist das Laub freudig grün, an einem anderen trübe, weißerlich bräunlich und dort gar kupferartig oder blutrot. Am reizendsten aber sieht die Heide hier dicht vor meinen Füßen aus. Da hat der Bauer den Boden abgeplaggt und ein junger, zarter Heidebusch steht neben den anderen hellgrün belaubt und über und über hell rosenrot blühend.

In der langen, mehr als knie hohen Heide habe ich die Fährte verloren. Ich muß sie auf den Sandwehen und auf den abgeplagkten Stellen wieder suchen. Einen Vögen nach dem anderen schlage ich, finde auch überflügige Fährten in Menge, die frische aber nicht. So warte ich denn auf und ab in dem riesigen Blütenmeer, atme nichts als Honigduft, höre nichts als Immengeläute, sehe den silbernen und goldenen Schillbolden nach, die hin- und herflitren, und den Schnurrheuschrecken, die, laut rasselnd, vor mir auffliegen und dabei ihre scharlachroten Unterflügel aufleuchten lassen, nehme einen verfeinerten Seeigel mit, trete einen der wenigen Hasen heraus, die hier auf der hohen Heide leben, beobachte lange die glatte Natter, die sich vor dem krausen Brombeerbusch, der einen roten Fingelstein umpinnt, sonnt, und die Goldregenpfeifer, die in der grasigen Welle um das Wasserloch rennen und alles Gester mit klagendem Rufe vor mir warnen, und steige höher und höher, bis ich ganz oben auf dem Heideberge bin.

Da sieht es seltsam aus. Große und kleine Machandelbüsche, alle möglichen puzigen oder unheimlichen Gestalten vortäuschend, stocken hier, und zwischen ihnen erheben sich absonderlich verbogene und gekrümmte Föhren sowie ganz wahnsinnig gewachsene Fichten. Als sie noch jung waren, haben die Schnucken sie verbissen. So wuchs die eine wie eine Leiter, die andere wie eine Harfe, diese hat zwei Spitzen, jene drei, die dort sogar sieben, wezwegen sie einem Armleuchter ähneln. Auch die Birken,

die hier stehen, haben zumeist einen ganz verrückten Wuchs, und die wenigen Eichen ebenfalls. Einige stolze Stechpalmen, hier kraus, da spitz, sind aufgekomen, eßliche Faulbaumbüsche sowie Brombeeren, Rosen- und Weißdornen. Weidenröschen, Glockenblumen, Karthäufernelken und Knopfbäumen erheben über den krausen grauen Flechten und dem glatten, goldenen Moose ihre roten, blauen und gelben Blüten; zwischen dem vielfarbigen Geschebe prohen allerlei grelle Pilze, und aus dem silbern glühenden Kronenbeerenraufen funkeln die roten Früchte und schimmern die zierlichen weißen Blüten.

Ich werfe mich unter eine wie ein Schirm gewachsene Föhre auf das dicke Krähenbeerenpolster und sehe in das rosenrote Land unter mir, in dem die Fischteiche silbern glühern und das dort hinten, wo es wieder hoch ansteigt, von dunklem Wald besäumt ist, der eine Kirchurm Spitze überschneidet, und eine Mühle, deren Flügel sich langsam drehen; denn ein heißer Wind hat sich aufgemacht. Er ruschelt in der langen Heide, raschelt in den hohen Halmen und raunt in den wirren Kronen der gespenstigen Bäume und vermischt sein Gefäusel mit dem Geläute der Immen und dem Geigen der Grillen zu einer wunderlichen Schummerweise. Mir wird zumute, als läge ich auf einer rosenroten Wolke und würde von ihr in den Himmel gefragen, von dem der Lobgesang der Engel und der Schall silberner Glocken herniederklingt. Dann ist auf einmal die Heide himmelblau und der Himmel heiderot, bis das Bild sich wieder umkehrt, der Traum verfliegt und ich wieder die Bienen summen und die Grillen fiedeln höre. Doch aus den kleinen Stimmen höre ich allerlei Worte heraus, und der Wind singt ein ganz unbestimmtes Lied, dessen Worte ich nur halb verstehe und dessen Weise ich bloß ein einziges Mal gehört habe.

Ich muß wohl eine geraume Weile geschlafen haben; denn nun steht die Sonne als runde, rote Scheibe schon tief über der hohen Geest, und die Fischteiche im Grunde sehen nicht mehr wie Silber, sondern wie Gold aus. Das Summen der Bienen ist leiser geworden, die Grillen geigen lauter. Nur wenige blaue Schmetterlinge fliegen noch, und hier und da taumelt ein rostroter Abendfalter in unstemem Fluge dahin. Ich steige den Berg hinab und suche so lange, bis ich die Fährte wieder habe, die auf das Porstbruch zu steht, über der von der schwarzen Wohld wie ein Gespenst eine helle Weihe hin- und herschaukelt. Bis in die Wohld hinein hatte ich die Fährte, dann drehe ich um und steige wieder den Heideberg hinauf.

Kühl weht der Wind. Das Summen der Bienen hat aufgehört. Die Heide strömt keinen Honiggeruch mehr aus. Im Nebel schwimmen die Tiefen; am Himmel steigt dunkles Gewölk empor, in dem die Sonne zerlodert. Wandernde Brachvögel rufen kläglich; die Kraniche, die sich im Bruch versammelten, schreien heiser. Die langen Heidebüsche zappeln hastig hin und her; gespenstig zucken die Machandeln. Schwer fällt die Dämmerung hernieder, spinnst Himmel und Erde zusammen und verschmilzt die Nähe mit der Ferne. In den rauhen Föhren ist ein verhaltenes Seufzen, und von der Quelle weht ein banges Schluchzen her.

Der helle Tag hält den Atem an, ächzend und föhnend schleicht die Nacht über die hohe Heide.

## Über die Heide

Von Th. Storm

Über die Heide hallet mein Schritt;  
Dumpf aus der Erde wandert es mit.

Herbst ist gekommen, Frühling ist weit —  
Gab es denn einmal selige Zeit?

Brauende Nebel geiften umher?  
Schwarz ist das Kraut und der Himmel so leer.

Wär ich hier nur nicht gegangen im Mai!  
Leben und Liebe, — wie flog es vorbei!

## Die Pflanzenwelt der Heidelandschaft

Die Waldungen unserer Heidelandschaft, die geologisch der Diluvial-Formation angehört, bestehen ausschließlich aus Kiefern, Föhren, wie ja überhaupt diese Baumart als die vorherrschende auf dem nordwestdeutschen diluvialen Boden anzusehen ist.

Unter dem breitgekrönten Schirmdache des Föhrenhochwaldes entfaltet sich eine verhältnismäßig mannigfache Bodenflora; denn die Kiefer bietet mit ihrer lockeren, dünnbenadelten Baumkrone den Sonnenstrahlen noch so viel Einlaß auf den Waldboden, daß er einem fortwährenden Spiel gebrochener Lichtstrahlen ausgesetzt ist. Einförmig wie der Föhrenwald an sich, ist auch seine Bodenbedeckung, sowohl in bezug auf kraut- und strauchartige Pflanzen als auch auf den Moossteppich, der dem Waldboden samtweich aufliegt. Wie mit einer bestimmten Moosflora, so steht der Kieferwald mit den schattenliebenden Farnkräutern in Lebensgemeinschaft und erhält durch sie ein eigenartiges Gepräge. Zu ihnen zählt vor allem der Adlerfarn, der urwaldartige Bestände unter dem lichtdurchlässigen Schirmdache der Föhren bildet, wie ein Wald im Walde. Auf breiten, vom Pfeifengras und verschiedenen Seggenarten begrastem Waldwegen, mit Brombeergestrüpp, Faulbaum- und Weidengesträuch bestanden, wächst das stachelspitzige Farnkraut (*P. spinulosum*), das in keinem Föhrenwalde fehlt, und nicht selten auch die beiden sonst nur der Bergflora angehörenden Farne, Rippenfarn und Bergfarn. Auch finden unter den Wipfeln der Föhren Birkbeer- und Kronbeersträucher, an anderen Stellen wieder das schmalblättrige Weidenröschchen genügend Luft und Licht. Im ganzen ist außer einigen Gräsern, wie Schafschwingel und Rasenschmiele, die Zahl der schattenliebenden Kräuter im Nadelwalde nur gering. Trotzdem besteht ein inniger Zusammenhang zwischen der Flora des Waldbodens und den Kiefern selbst, ein Gegenseitigkeitsverhältnis, wie man es sonst in der Pflanzenwelt wohl kaum wiederfindet. Nur dem Schutze der Kiefer verdanken die Schattenpflanzen, insbesondere Farne und Moose, ihre freudige Ausbreitung. Dagegen vermag die Kiefer bei ihrer Selbstschichtung und ihrer lichtdurchlässigen Krone den Boden nicht gegen Austrocknung zu schützen. Er bedarf der Bodenschutzdecke. Und so übernimmt die Unterflora als Gegenleistung für den wohlthätigen Kronenschirm die Wasserhaltung im Boden, den sie gleichsam wie einen Schirm bedeckt und gegen die Verdunstung abschließt.

Bisweilen gehen die Föhrenwälder in Heideflächen mit Anflugbeständen über. Die besüßigsten Samen der Bäume fliegen, vom Winde getrieben, auf die benachbarten Heideflächen, finden zwischen dem Kraut den nötigen Bodenschutz und verwandeln nach und nach die Heidefläche in einen Föhrenwald. Kleine und große Bäume heben sich

in ihrem buschigen Wuchse im Nachsommer dunkelgrün von der roten und purpurnen Heide ab. So verwandeln sich große Heidegebiete mit der Zeit in Föhrenwaldungen. Daß sich dieser Vorgang nicht in noch stärkerem Maße vollzieht, ist meistens auf die Heidschnuckenzucht zurückzuführen. Die Heidschnucke hat das Landschaftsbild eines ganzen Diluvialgebietes mehr oder weniger beeinflusst. Wo die Heidschnucke weidet, kommt kein Wald hoch, aber das Heidebild bleibt. Wo es sich um die Erhaltung der Heidelandschaft handelt, um jene weiten, unabsehbaren Flächen mit dem rosaroten Blütenmeer des geselligen Heidestrauches und dem ernstlichen Wacholder wie in dem berühmten Naturschutzgebiet von Wilfede, da ist die Heidschnuckenzucht unerlässlich.

Zwischen dem Heidekraut blüht der blaue Lungen-Enzian, hebt die sattgelbe Arnika oder die als wilde Hyazinthe bekannte weiße Orchidee ihr Haupt. Auf den trockenen Stellen haben sich dem Heidekraute die helle Rentierflechte, Widerstromose mit ihren filzhaubigen Kapseln und zierliche Alstromose zugesellt. Wo nicht Heide steht, wachsen Schafschwingel und das in zierlichen Kreisen gelagerte Knorpelkraut. Auf den tiefliegenden feuchten Stellen erscheinen die torfbildenden Moose, dichtgedrängte Seggen und Binsen, die liebliche Glockenheide und der insektenfressende Sonnentaü. Die gewöhnlichsten Holzgewächse der Heide sind Föhren, Birken und kleine Kriechweiden. Die Wälder auf diesem sandigen Boden sind oft untermischt und umrahmt von der lichtbedürftigen Birke, die auch oft als Grenzbaum an den Landstraßen angebaut wird, weil ihre weiße Rinde in dunkler Nacht dem Wanderer den Weg zeigt. — Im ganzen ist es eine bestimmte Pflanzengenossenschaft, die sich auf dem kalkarmen Diluvialboden angesiedelt hat. Doch muß angenommen werden, daß dieser Zustand nicht immer derselbe gewesen ist, da jedenfalls das von den Gletschern mitgeführte feine zerriebene Gestein auch von nährstoffreichen Massen untermischt war. Durch Auslaugung des Bodens infolge der atmosphärischen Niederschläge verschwanden die Nährstoffe in den Untergrund, so daß die Oberfläche in den meisten Gebieten der Heide jetzt als kalk- und nährstoffarm bezeichnet werden muß.

Eine der Niederung eigentümliche Gesteinsart ist der Raseneisenstein, der zum Pflanzenwuchs im ursächlichen Zusammenhange steht. Erst seine Befestigung macht den Boden dauernd anbaufähig. Er bildet sich im Norden der Stadt Hannover ein Meter tief unter moorigem und ammooigem Boden und gab vormalig zu Häusern und Kirchtürmen einen festen und eigenartigen Baustoff, so in Langenhagen, Jernhagen, Wothfeld, Burgwedel, Vinthorst, ferner in Steinwürde und

Wieße im Wießenbruche. Die Kirche in Altencelle und, nach den Trümmern zu schließen, auch die schon 1293 abgebrannte Peterskirche daselbst, die breiten Umfassungsmauern der alten Kirchhöfe in Hermannsburg und Winsen bestehen zum Teil aus Rafeneisenstein. Im Mittelalter wurde diese Gesteinsart von den Waldschmieden (Fabri nemorani) ausgebeutet. So heißen sie z. B. in einer noch vorhandenen Urkunde vom Jahre 1288 in einem Vertrage zwischen den Städten Hannover und Celle. Auch fand man bis vor wenigen Jahren in der Nähe der obengenannten Orte Schlackenhalben. Von dem hier vorkommenden Taufendgüldenkraut vermutet man, daß es die

Waldschmiede dort ausgefät hätten. Jetzt sind die Schlackenlager meistens zum Wegebau verwandt. Ein solches Lager diente größtenteils zum Bau der Landstraße Hershagen—Burgwedel.

In der Nähe der Wohnungen haben es sich die Menschen Fleiß und Mühe kosten lassen, den mageren Sandboden des Diluviums im nordwestdeutschen Flachlande in Wiesen und Felder umzuwandeln, und wenn sie auch nicht Weizen und Zuckerrüben ernten können, so gedeihen hier doch bei einiger Pflege Kartoffeln, Roggen, Hafer und der genügsame Buchweizen.

W. Wehrhahn † (Hannover).

## Wanderer in der Heide

Alle Birken grünen in Moor und Heid',  
Jeder Brahmibusch leuchtet wie Gold,  
Alle Heidlerchen dudeln vor Fröhlichkeit,  
Jeder Birkhahn kullert und tollt.

Meine Augen, die gehen wohl hin und her  
Auf dem schwarzen, weißflockigen Moor,  
Auf dem braunen, grünschimmernden Heidemeer  
Und schweben zum Himmel empor.

Von Hermann Löns

Zum Blauhimmel hin, wo ein Wölkchen zieht  
Wie ein Wollgrasflockchen so leicht,  
Und mein Herz, es singt sein leises Lied,  
Das auf zum Himmel steigt.

Ein leises Lied, ein stilles Lied,  
Ein Lied, so fein und lind,  
Wie ein Wölkchen, das über die Bäume zieht,  
Wie ein Wollgrasflockchen im Wind.

## Aus der Naturfreundebewegung

### Hausweihe in Breslau

Naturfreundearbeit . . . ist praktischer Sozialismus. Ist Gemeinschaftsdienst für die soziale Volksgemeinschaft. Jedes neugeschaffene Wander- oder Ferienheim stellt dies unter Beweis. Auch der kleine Gau Schlesien verrichtet sehr erfolgreiche Arbeit auf diesem Gebiet. Innerhalb zweier Jahre wurde das dritte Naturfreunde-Eigenheim der Öffentlichkeit übergeben. Nach den Gauhäusern „Eulenheim“ in Schmiedegrund (Herbst 1927) und „Iserschhaus“ in Straßberg-Bad Schwarzbach (Pfingsten 1928) nun das erste Eigenheim einer Ortsgruppe, das „Breslauer Haus“ in Peiskerwitz, eine Schöpfung der Ortsgruppe Breslau. Ein lang-ersehnter Wunsch wurde Erfüllung nach intensiver Kleinarbeit.

Seit Jahren war die rührige kleine Ortsgruppe Breslau bestrebt, für sich, die gewerkschaftlichen und politischen Gesinnungsfreunde, möglichst in der Nähe der Stadt, der Oder und ihrer Wälder, ein Wander- und Ferienheim zu schaffen. Bereits im Jahre 1920 gelang es, eine ehemalige Militärbaracke in Sandberg (an der Weisströhmündung) unter ziemlichen Opfern der zirka 150 Mitglieder aufzustellen. Sehr einfach ausgestattet, erfüllte sie für die nicht verwöhnten Freunde der Natur den Zweck. Im Jahre 1926 mußte die beschriebene Hütte abgebrochen werden, Profluthunger des Grundbesizers war die Ursache. Der Kampf begann erneut. Projekte wurden gemacht, scheiterten aber aus verschiedenen Gründen.

Nach 1½ Jahren, im Herbst 1927, gelang es, ideal geeignetes Gelände zu erwerben auf der Flur

Peiskerwitz-Klein-Bresla, in nächster Nähe der Ober-Lange Verhandlungen mit dem Magistrat Breslau als Besitzer des Waldes und anderen behördlichen Instanzen mußten energisch geführt, die Finanzierung sichergestellt werden, um endlich am 1. April 1928 den ersten Spatenstich vornehmen zu können. Viel Freizeit des Wochenendes wurde nur dem Hausbau geopfert. Sonntag für Sonntag fand man die interessierten Mitglieder draußen, immer ein bestimmter Stamm. In der Woche wurde gewonnen, gesammelt in den Betrieben, im Freundeskreise und bei den behördlichen Instanzen. Im Herbst stand das Haus unter Dach und Fach. Nun ging es an die Inneneinrichtungen, die in Selbstarbeit hergestellt wurden, und an die Planierung des Spiel- und Sportplatzes, nachdem der lange und strenge Winter Abschied genommen hatte. Wieder reichte das Geld nicht aus, doch die opferbereiten Mitglieder schafften neue Wege und Mittel. In rastloser Sonntagsarbeit von Ostern bis zum 1. Juni wurde das Innere vollendet, wohnlich gestaltet, die Wege geebnet für den Tag der Einweihung.

Der 2. Juni war herangekommen. Die Fahnenmasten links und rechts des Hauses grüßten weithin durch die flatternden Farben der Republik und der des Sozialismus. Zu Fuß, per Rad, Bahn oder Auto trafen die Festgäste ein. Etwa 800 Gäste hatten sich eingefunden, darunter der Oberpräsident der Provinz, Gen. Lüdeman, Breslaus Bürgermeister, Gen. Mache, Landtagsabgeordneter Gen. Winger, Oberregierungsrat Dr. Markus, ferner der Direktor des Städt. Pressamtes, Dr. von Hoerner, sowie Stadtschulrat Gen.

Schremmer, Stadtrat Gen. Heinzelmann und als Vertreter des Kreises Neumarkt Gen. Nawrath.

Nach einem musikalischen Präludium mit Harmoniumbegleitung, geboten von Mitgliedern unter Leitung Friß Thirners, und einem Vorpruch begrüßte Bauobmann Gen. Ernst Zimmer im Namen der Naturfreunde die Erschienenen und das Werk der Breslauer, um dann das Wort an den Festredner, Bürgermeister Gen. Mach e, abzutreten. Lehrender ging in seinen Worten von dem Edlen im Menschen aus, zeichnete die Wünsche und Mühen des in Dach- und Kellerwohnungen, in Hinterhäusern lebenden Proletariats und sein Sehnen nach Licht und Sonne. Die Arbeit der Naturfreunde sei der praktische Ausdruck sozialistischer Forderungen, sei Sozialismus der Tat. — Es folgte nun die Schlüsselübergabe durch die Baukommission an den Obmann. Dann kamen die Gratulanten zum Wort.

Im Namen der Provinz begrüßte Oberpräsident Gen. Lüdemann das Werk. Ein vor zirka zwanzig Jahren gehaltenes Erlebnis schildern, bekannte er, seit dieser Zeit der Naturfreunde-Bewegung Freund zu sein. Am Schluß seiner herzlichen Worte übergab er einen größeren Geldbetrag als Patengeschenk der Provinz. Als Vertreter des Magistrats der Stadt Breslau überbrachte Herr von Hoerner die Glückwünsche des Oberbürgermeisters und der Verwaltung, während Stadtschulrat Gen. Schremmer für den Stadtausschuß für Jugendpflege und den Jugendherbergsvorband gratulierte. Auch die Stadt überreichte ein Geldgeschenk. Im Namen des Provinzialkartells und des Breslauer Arbeiter-Sportkartells beglückwünschte Gen. Heinzelmann die Naturfreunde als Schöpfer eines Arbeitersportheimes, das werbend für den Sportgedanken unter den Arbeitern wirken wird. Er überreichte ebenfalls ein Geldgeschenk.

Viele Glückwunschktelegramme und -schreiben wurden bekanntgegeben, von denen besonders die der Zentralleitung der Naturfreunde, Sitz Wien, und der Reichsleitung Nürnberg sowie das des Mitgliedes Reichstagspräsident Gen. Löbe zu erwähnen wären. Einige Volkskänze der Jugend wurden nun geboten, an die sich die Besichtigung des Heimes anschloß.

Das Haus, im Erdgeschoß Mauerwerk, im ersten Stock Holzbau, macht einen freundlichen Eindruck. Unten weiß gestrichen, mit bunten Fensterladen, zeigt der obere Teil buntere Farben in blaugrün, die Veranda noch mit braunrötlichen Zwischenfarben. Im Parterre befindet sich links der große, helle Aufenthaltssaal mit Holzstapelung ringsum als Wandverkleidung — große, geschwungene Bänke, solide Tische und Stühle, das Mobiliar — und die mit größerem Herd und Geschirrausgestattete freundliche Küche. Die Schlafräume befinden sich im ersten Stock, der außer einer Veranda nur drei Räume (Männer-, Frauen-, Ferien- und Hüftenwartz-Raum) vorstelt. Stabile Holzpritschen mit Matratzen und Decken warten hier auf die müden Wanderer. Ein abseits des Hauses stehender Schuppen birgt die Klosettanlagen, Utensilienkammer, Fahrradstand und Bootsraum für die Falkboofreunde.

Nun ist das Werk der Öffentlichkeit zugänglich. Zu erreichen ist es auf dem Rade in 1—1½ Stunden vom „Lezten Heller“, von der Bahnstation Klein-Bresla in etwa einer halben Stunde, von Herrnpotzsch über Johannisberg-Peiskerwitz in zwei Stunden. Geschaffen aus eigener Hände Kraft durch echten Naturfreundegeist in solidarischem Gefühl, grüßt es euch, Brüder und Schwestern, mit seinem roten Panier, der Farbe der Freiheit und der Menschenliebe. „Berg frei!“

Erich Schmidt.

## Heidenacht

Wenn früh das verlöschende letzte Rot  
Herschimmert über die Heide,  
Wenn sie liegt, so still, so schwarz und tot,  
So weit du nur schaust, die Heide,  
Wenn der Mond steigt auf und mit bleichem Schein  
Erhell't den granitnen Hünenstein  
Und der Nachtwind seufzet und flüstert-darein  
Auf der Heide, der stillen Heide. —

## Von Hermann Allmers

Das ist die Zeit, dann mußt du gehn  
Ganz einsam über die Heide,  
Mußt achten still auf des Nachtwinds Wehn  
Und des Mondes Licht auf der Heide:  
Was nie du vernahmst durch Menschenmund,  
Uraltes Geheimnis, es wird dir kund,  
Es durchschauert dich tief in der Seele Grund  
Auf der Heide, der stillen Heide. —

## Unsere Absichten

Wir haben schon in der Nr. 1 des „Nord- und ostdeutschen Wanderers“ von unseren Absichten gesprochen. Die August-Nummer ist der Heide gewidmet. Die September-Nummer soll Schilderungen von den Küsten- und Seelandschaften (Ost- und Nordsee) bringen. Die

Oktober-Nummer soll uns die Schönheiten des Gaaes Schlesiens näherbringen. Dann sollen Ferien- und Wintersport-Nummern folgen. Wir bitten unsere Mitarbeiter, mit den Absichten der Schriftleitung mitzugehen.

Die Schriftleitung.